



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

V.: Weimarische Zustände. I.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Weimarische Zustände.

### I.

Es sind Zustände der Stadt Weimar gemeint, was bei unseren Duodezstaaten, die einen und denselben Namen für Hauptstadt und Land haben, immer besonders erklärt werden muß, wenn man die eine oder das andere besprechen will. Daß ein Land nicht einmal einen selbstständigen Namen hat, ist um so kläglich, wenn die Stadt oder Residenz, von der es sich benamste, nichts weniger als der Mittelpunkt des Ganzen ist, um den sich alles Uebrige als bloße Einfassung herumlegte, wie z. B. bei unseren freien Städten. Nichts bezeichnet mehr als dieser Umstand das Willkürliche und Zufällige unserer politischen Eintheilung, die nur so möglich wurde, daß die Staatenbildung ohne innere Nothwendigkeit und ohne Betheiligung des Volks in der Form fürstlichen Privaterwerbes statt hatte. Ein Schwabe, ein Franke, ein Thüringer oder Niedersachse zu sein, bedeutet Etwas; ein Weimaraner, Heflinger, Sondershäuser, Köthener zu sein bedeutet Nichts, oder vielmehr eine Ungunst des Schicksals. Dem einem solchen Kleinstaate angehörig muß man darauf verzichten Patriot zu sein oder lächerlich werden. Wenn große Staaten auch nur äußerlich zusammengesetzt sind, so kann bei ihnen die Geschichte, die Erinnerung und Nachwirkung gemeinsamer Schicksale, Thaten und Leiden die mangelnde Einheit der Volks- oder Stammthümlichkeit ersetzen. Aber solche kleinen, aus fürstlichen Besitzthümern mühsam zusammengeleiteten Staaten haben auch keine Geschichte. Der Patriotismus für sie ist ein inhaltsleerer und erscheint als solcher sogleich, wenn man ihm Ausdruck geben möchte. Eine Weimarische oder Köthner Nationalhymne ist ein Unding, und wenn die in einer Gesellschaft anwesenden Preußen ihr: „Heil dir im Siegerkranz,“ oder: „Ich bin ein Preuße“ anstimmen, so haben die dabei befindlichen Weimaraner und Köthener Nichts darauf zu setzen und müssen still zuhören, wenn sie nicht Vaterland und Fürst mitsingend verleugnen oder in schmerzlich lächelnder Selbstironie ihre Namen und Farben supponiren wollen.

Aber hat denn Weimar keine Geschichte? Hat es nicht z. B. seinen großen Bernhard und seinen Carl August? Knüpft sich nicht an den letzten die Glanzepoche der deutschen Literatur, die sich in Weimar häuslich niederließ? Allerdings; aber der tapfern Bernhard ist nicht mit dem Weimarischen Lande groß gewor-

den, und dieses hat mit dem literarischen Artushofe, den es eine Zeitlang beherbergte, nichts zu thun und wenig davon gespürt. Zwar war Goethe zugleich Minister und Herder Generalsuperintendent. Aber um von der politischen Wirksamkeit des ersteren zu schweigen, so hat der gegenwärtige Kirchenoberste Röhr, den man auch der Kürze wegen und nicht unbezeichnend schlechtweg den General nennt, seinen Charakter und seinen theologischen Standpunkt den kirchlichen Zuständen des Landes ganz anders und weit entschiedener aufgeprägt als der humane Herder. Die Stadt Weimar kann auch nichts dafür, daß der Stern der deutschen Poesie über ihr feststand, so wenig wie Bethlehem dafür konnte, daß die heiligen drei Könige da einkehren mußten, und die Krippe, daß in ihr das Jesuskind lag. Weimar als Staat konnte die Literaturhelden nicht anziehen, auf ihre Entwicklung nicht einwirken, und es ist ein glücklicher Zufall, daß sein Name bei In- und Ausländern berühmt wurde, eine Berühmtheit, die noch jetzt Besucher heranzieht. Und doch ist es wieder kein Zufall, daß sich die damalige Literatur gerade einen solchen Wohnort, dessen Charakter ein höfisch-idyllischer ist, aussuchte. Diese Literatur war eine rein und entschieden ästhetische; sie baute eine geistige Welt auf, die weit entfernt auf dem Boden der beschränkten deutschen Wirklichkeit, der gegebenen Volkszustände zu fußen und diese abzuspiegeln, die vorhandenen weltgeschichtlichen Literaturen zu ihrer Grundlage hatte. Ihre Aufgabe war ein Pantheon der Schönheit, aus den Stoffen, welche die Erziehung der fremde Bildungen allseitig verarbeitenden deutschen Gelehrsamkeit waren, errichtet. Wie sie von der nächsten und heimischen Wirklichkeit abstrahirte, so betrachtete sie auch die fremden Literaturen, die sie genießend weitergestaltete und fortsetzte, abgesondert von den bestimmten Volkszuständen, aus denen sie erwachsen sind; sie sah überall das allgemein Menschliche und es kam ihr auf die Darstellung desselben in schöner Form an. Eine solche Literatur bedurfte zu ihrer Entfaltung und Abrundung zunächst der Ruhe und Abgeschlossenheit und dann der Umgebung eines Lebens, das ästhetisch ausgeprägt, selbstgenügsam, im Genuß und Formwesen aufgehend, über dem ewig unfertigen, bewegten und arbeitenden Volksleben schwebt. Die literarische Thätigkeit konnte sich am ungestörtesten entwickeln in der Umgebung einer einfachen, weder großartigen, noch geradezu öden und langweiligen Natur, ruhiger und idyllischer Lebenszustände, und bei einer über die gemeinen Berührungen und Sorgen hinausgehobenen, aristokratisch abgeschlossenen Existenz. Die Muse konnte das massenhafte Streben, Drängen und Treiben der Menschen nicht vertragen; sie fühlte sich wohl auf dem Boden eines genügsamen, friedlichen Kleinlebens und über sich den gleichfarbigen Olymp eines wohlwollenden Erdengottes. Je weniger ein solcher politische Wichtigkeit hatte, je mehr sein Glanz ein unschuldiger Schein, ein freundliches Spiel war, um so besser. Der Sitz der Literatur konnte also keine große Handels- und Fabrikstadt, kein Militär- und Beamtenort, keine politisch bedeutende Residenz, es mußte ein kleiner deutscher

Hof sein. Weder Berlin und Wien, noch Hamburg, Frankfurt oder Leipzig zogen damals an, was sich gegenwärtig immer mehr ändert. — Aber kleine deutsche Höfe in idyllischer Umgebung gibt es manche, und daß gerade Weimar Musensitz wurde, verdankt es der Persönlichkeit Carl August's, obgleich man gestehen muß, daß die negativen Eigenschaften, die zu einem solchen befähigten, sich bei Weimar ganz besonders finden, indem es in jeder Beziehung, was die Gegend, die Menschen und ihre Bildung betrifft, auf den Punkt mittelmäßig ist. Auch liegt es so ziemlich in der Mitte von Deutschland.

Seit Wieland und Herder, Schiller und Goethe todt sind, ist Weimar ausgestorben. Wie ein lebender Weimarerischer Poet sagt, ist es: die Stadt der großen Todten. Elemente zu einer anderweitigen Bedeutung hat es nicht in sich, und nicht einmal eine Nachblüthe seines literarischen Ruhmes ist zu erwarten, da die gegenwärtige Literatur mit den Bewegungen und Strebungen des Volkslebens verschlungen, auch die Mittelpunkte desselben sucht. Aber dennoch verdient Weimar wenigstens eben so gut als viele andere Orte, die man jetzt skizzirt findet, eine flüchtige Zeichnung. Eben weil es eine Ruine ist, behält es Interesse und zeigt erfreuliche wie unerfreuliche Contraste.

Wenn Schiller seinen Spaziergang auf den Ettersberg gemacht hat, so mußte seine Phantastie der ziemlich dürftigen Wirklichkeit bedeutend zu Hülfe kommen, um jene glänzende Reihe ungewöhnlich klarer Schilderungen entstehen zu lassen. Dieser Berg streckt sich von Weimar aus langweilig und einförmig beinahe zwei Stunden lang fort, und bietet nur von der tieferen Erfurter Ebene aus gesehen einen etwas imponirenden Anblick. Am Fuße desselben liegt Weimar in einem weiten und flachen Thale. Die Stadt unterscheidet sich, ein paar elegante Straßen ausgenommen, nicht von den gewöhnlichen thüringischen Landstädten. Der Großherzogliche Park, der sich von der Stadt aus am rechten Ufer hinzieht, ist nicht großartig, hat aber hübsche Parthieen und liebliche beschränkte Ausblicke. Das von Carl August mit großen Kosten erbaute römische Haus, an das sich Erinnerungen aus dem Privatleben des Fürsten knüpfen, erscheint sehr einfach, fast als wenn es sein behagliches Innere verstecken wollte. Jetzt steht es stets leer, woran vielleicht eben jene Erinnerungen, wenigstens was die in gewissen Punkten strenge Großfürstin anbetrifft, Schuld sein mag. Einen Weg an der Elm hin nennt man den Schillergang. Jenseits derselben steht man das Göthische Gartenhaus; im Park selbst bezeichnet die Sage ein Häuschen als verschwiegenen Zeugen mehr heidnischer als christlicher Freuden. Auch die alte, germanischheidnische Sage ist von Zeiten her, in denen die Gegend noch nicht so ausgelichtet war, wie jetzt, gerade an der Stelle des Parkes hängen geblieben. Hier wohnte die verführerische Ninive, und hier brachte man einst einer ungeheuren Schlange, damit sie sich nicht an Menschen vergreife, einen täglichen Brottribut. Sie und zwei Brote vor ihr sind in Stein ausgehauen zu sehen. — Vom Park aus gelangt man rechts auf einer

hübschen Kastanienallee nach Belvedere, das auf lustiger und freundlicher Höhe liegt und bei einer zierlichen aber etwas dürftigen Parkanlage, eine Orangerie, einen reichen Blumenflor, etliche Fasanen und Schildkröten hat. Auf der andern Seite führt das saftige Inthale nordöstlich nach dem erinnerungsreichen Tiefurt, wo die Herzogin Amalie eine geistreiche, von gebildetem Genuß und grazienhaftem Scherz durchwirkte Idylle durchzuleben wußte. Der Park ist mehr vernachlässigt, als die Anlage von Belvedere, aber von natürlicher Ueppigkeit, und im Hochsommer ein erquickender Aufenthalt.

Man pflegt in Weimar die Erinnerungen an die große Zeit mit vieler Sorgfalt. Das Goethe'sche Haus ist auf den Besuch von Fremden eingerichtet, und es sind poetische und unpoetische Beschreibungen solcher Besuche genug geliefert worden. Herder hat man bei der Stadtkirche auf einem schwerlich geeigneten Plage ein Denkmal errichten wollen. Das Schiller'sche Haus wird jetzt eben zu einem Wallfahrtsorte für die Poesiegläubigen in Stand gesetzt. Die Idee, von der man hierbei ausgeht, Schiller's Arbeitszimmer in seiner ganzen Einfachheit zu belassen, oder vielmehr zu solcher wieder herzustellen und mit den alten, von Schiller gebrauchten Geräthschaften zu versehen, dagegen das vordere Zimmer auf das Glänzendste auszustatten und zu einem kleinen Tempel des Schiller'schen Ruhms auszuschnücken, hat durch den gesuchten Contrast einen etwas affectirten Beigeschmack, obgleich man gestehen muß, daß in Schiller's Leben und Erscheinung ein ähnlicher Contrast liegt, indem er, der auf strahlendem Gothurn über die Köpfe der Fürsten und Völker hinwegschritt, seine eigene äußere Existenz nicht über das Gewöhnliche, Mangelhafte und Unscheinbare hinausrücken konnte. Daß aber der moderne „Cultus des Genius“ nicht über ein kleinliches Reliquienwesen hinauskommt, und als innerer und äußerer, nicht zur Allgemeinheit und Oeffentlichkeit gedeiht, ist ein Zeichen, so wohl von der Zerrissenheit unserer Bildung, die bei den Massen eine wesentlich, nicht nur quantitativ andere ist, als bei den specifisch Gebildeten, als auch von dem Mangel an öffentlichem Leben überhaupt und der Neigung, Alles zu einer Privatsache zu machen. Aber abgesehen von den Verlegenheiten unserer Plastik, die nicht weiß, ob sie bei solchen Standbildern durch Portraittreue und Beibehaltung der modernen Kleidung den plastischen Sinn auf die Folter spannen, oder durch Antikifirung der Gestalt und der Gewänder, die Männer, die sie darstellt, aus der historischen Schaafe, in die sie für unsere Anschauung verwachsen sind, herauschälen, und so verallgemeinern soll, daß sie uns fremd entgegenstehen, abgesehen von diesem Problem, das durch unglückliche Vermittlungsversuche noch nicht gelöst ist, erscheint schon die freie Aufstellung von Statuen als ein Widerspruch gegen unser Klima, unsere Regentage und unseren Winter. Auch wenn wir uns auf den Erzguß beschränken und dadurch die wirklichen schädlichen Einflüsse verhüten wollen, eine Beschränkung, die immer eine Fessel der Kunst ist, so gewährt eine beschneite Statue stets einen unbehaglichen Anblick, wir bemitleiden unwillkürlich die den Un-

hellen der Witterung ausgefetzte Gestalt, und sind ohnedies selbst an der ruhigen Betrachtung verhindert. Wir sind also von der Natur selbst bei unsern Denkmalen auf die Architektur hingewiesen, die dadurch, daß sie bildlichen Darstellungen einen weiten und allseitigen Hintergrund gibt, dem Künstler für diese größere Freiheit und Mannigfaltigkeit gestattet, so daß die künstlerische Veranschaulichung des Charakters und der Bedeutung einer historischen Persönlichkeit nicht auf die einfache Gestalt concentrirt zu sein braucht. Darin also, daß man abgeschlossene Räume zum Andenken an große Männer bestimmt, liegt ein richtiger Instinkt. Nur sollte man sich dabei von allem Reliquienwesen emanzipiren, und solchen Gebäuden einen großartigen, öffentlichen Charakter geben, statt sie wie Privatsehenswürdigkeiten zu behandeln und nur für einzelne Besucher und Liebhaber zu öffnen. Daß man sich aber dann nicht an die Wohnhäuser und Wohnzimmer der gefeierten Männer, wie sie nun eben sind, binden darf, sondern eine würdige, dem Zwecke der Feier gemäße Architektur beanspruchen muß, versteht sich von selbst. Andererseits würden Gebäude mit der abstracten Bestimmung, der Erinnerung einer geschichtlichen oder literarischen Größe zu dienen, etwas Unnatürliches haben, da es das Eigenthümliche des architektonischen Kunstwerkes ist, einen realen, äußeren Zweck zu haben. Ein abstraktes Gebäude, eine Umgebung ohne ein Umgebendes, eine Bühne ohne Handlung, ein Gehäuse ohne Inhalt ist ein Unding. Die bildlichen und symbolischen Darstellungen aber, welche an die Bedeutung einer Persönlichkeit erinnern, dürfen den Charakter einer Ausschmückung der Räume nicht überschreiten. Hieraus und aus der Forderung, daß solche architektonische Denkmale nicht nur jedem Besucher offen, sondern an sich öffentlich sind, ersteht die andere, daß sie unbeschadet der Weihe eines großen Namens allgemeinen Zwecken dienen, und für Versammlungen, Berathungen u. s. w. bestimmt sein müssen.

Was die Literatur in Weimar betrifft, so besitzt es einen reinen Hofdichter, der außer den fürstlichen Geburtstagen, Kindtaufen und Vermählungen etwa noch die Anwesenheit der Jenny Lind oder das Aufblühen einer Aloe besingt, und einen unreinen, das heißt einen solchen, der zugleich Volksdichter ist, bürgerliche Familienvorfälle auch für Ereignisse hält, mehr wie ein Meistersänger, als wie ein Troubadour erscheint und eine ungewöhnliche Fertigkeit in Toasten besitzt; ferner einen Dramatiker, von dem neulich ein Stück: „Friedrich mit der gebissenen Wange“ unter vielem Applaus über die Leipziger Bühne gegangen ist. Schreiber dieses hat es nur vorlesen hören und zwar vom Verfasser selbst, was weniger wie die eigene Lektüre oder die Anschauung auf der Bühne zu einem Urtheil berechtigt. Sicherlich aber ist dem Stück des Gedankens Blässe nicht angekränfelt, da es von Handlung wahrhaft strotzt.

V.